

Analyse eines pragmatischen Textes / Lösung 2

Bewertet mit 14 Punkten

am Beispiel von „Wer treibt, was uns treibt?“ von Jörg Friedrich

<http://rhetorische-mittel.net>

In der Abhandlung „Wer treibt, was uns treibt?“ von Jörg Friedrich, erschienen in der vierten Ausgabe des Jahres 2013 in der Philosophie-Zeitschrift „Hohe Luft“, geht es um das Thema des technologischen Fortschritts und die Frage, wer diesen antreibt.

- 5 Die erste Auffälligkeit besteht in der Formatierung des einleitenden Absatzes und der Formulierung, insbesondere des ersten Satzes. In diesem schildert Friedrich, um verständlicher zu wirken, auf sehr umgangssprachlichem Niveau die These, dass ständiger Fortschritt und Erreichbarkeit in unserer modernen Welt zu „Hektik“ (Z.1) führen. Gleich darauf veranschaulicht der
- 10 Autor die Situation in der heutigen Zeit mit einer Metapher, in dem er die Menschen als „Opfer des technischen Fortschritts“ (Z.3) und gleich darauf, im Stile der Correctio, sogar verschärft als „Sklaven moderner Maschinen“ (Z.3f.) bezeichnet. Zudem führt diese Personifikation von Fortschritt und Maschinen dazu, dass die Art und Weise, wie sich diese beiden Aspekte auf
- 15 den Menschen auswirken, noch deutlicher wird.

Gleich im nächsten Satz räumt Friedrich allerdings ein, dass wir es selbst sind, die uns versklaven (vgl. Z.4). Er spricht hier und auch im weiteren Verlauf den Leser mit dem Personalpronomen „wir“ an, um diesen stärker in den Denkprozess, den der Text erzeugen soll, zu involvieren.

20 Friedrich beschreibt die Entwicklung der Technologie und deren Auswirkungen nun genauer und stellt es so dar, als ob sie ein selbst denkendes und handelndes Wesen wäre, welches rasant in unsere Lebenswelt eindringe, sich unseres Alltags bemächtigt, bedient werden wolle und an dessen ständigen Wandel man sich anpassen müsse (vgl. Z. XXXX). Friedrich beschreibt den Fortschritt als geradezu „rasende, außer Kontrolle geratene Maschine (Z. 10f.), die die Menschheit, „ob wir sie nun lieben oder hassen, vor sich hertreibt.“ (Z.11f.) (vgl. Z. 5ff.). Friedrich bleibt also dem Schema, den technischen Fortschritt zu personifizieren, treu und

25 gipfelt mit einer Beschreibung der rasenden und außer Kontrolle geratenen Maschine in Hyperbeln, die dem Leser mit Nachdruck verdeutlichen sollen, wie massiv die Auswirkungen des Fortschritts ihn beeinflussen.

30 Nun widmet sich Friedrich der Frage, was diese Maschine antreibe, und formuliert diese, wieder um stärker mitzureißen, auch direkt an den Leser gerichtet (vgl. Z. 13). Er zieht zur Veranschaulichung einen Vergleich zwischen Fortschritt und physikalischen Naturgesetzen, indem er die Entwicklung mit dem Fall eines Steins gleichsetzt (vgl. Z. 13ff.). Damit führt er auf, dass sich der Fortschritt möglicherweise genau wie der Stein,

nachdem er einmal losgelassen, autonom und immer schneller entwickelt.
40 Außerdem gibt der Autor als möglichen Antrieb die ökonomischen Gesetze
an, aus denen folgt, dass Unternehmen zu Innovationen gezwungen werden,
damit sie am Markt bestehen können (vgl. Z. 15ff.). Der hypotaktische
Satzbau unterstreicht dabei die Komplexität dieses Sachverhalts.

Im weiteren Verlauf räumt Friedrich ein, dass nicht jede Innovation zu Erfolg
45 führe und veranschaulicht dies am Beispiel des Online-Spiels „Second Life“,
das zunächst Erfolg versprach, später aber scheiterte (vgl. Z. 22ff.). Die
gespaltene Meinung zu diesem Produkt schildert der Autor mittels der
Antithese „von den einen gepriesen, von den anderen verteufelt“ (Z. 23), die
er parallel aufstellt, um die Eindringlichkeit zu verstärken. Er zeigt auf, dass
50 das zum späteren Scheitern verurteilte „Second Life“ sogar bei Institutionen,
die er zur Verdeutlichung im Einzelnen akkumuliert darstellt (vgl. Z. 24f.),
Interesse weckte. Diese wollten, wie Friedrich metaphorisch beschreibt, „den
Zug der Zeit“ (Z. 25), nicht verpassen (vgl. Z. 24 ff.). Friedrich zeigt damit,
wie groß der Anpassungsdruck ist, den der ständige Fortschritt erzeugt.

55 Wie Friedrich erneut metaphorisch beschreibt, „versank Second Life wieder
im Nichts“ (Z. 31ff.), weil es nicht zur Erfüllung menschlicher Wünsche taugte
und auch keine Problemlösung darstellte (vgl. Z. 28ff.).

Um die Kurzlebigkeit dieser Idee zu unterstreichen, bezeichnet er diesen als
Eintagsfliege (vgl. Z. 32) und stellt diese in einer Antithese den
60 Erfolgsgeschichten, also den Siegern, gegenüber (vgl. Z. 33f.).

Nach Friedrichs Meinung behalten wir nur das Letztere in Erinnerung und
das unter der Annahme, dass das Gelingen von Anfang an feststand und
nicht, wie der Autor später einräumt, nur dadurch Erfolg erzielt wird, wenn die
Innovationen einen „bereits vorhandenen und verbreiteten Wunsch treffen“
65 (Z. 36f.), (vgl. Z. 33ff.). Der Erfolg setzt laut Friedrich also einen
vorhergehenden Bedarf oder Mangel voraus, der befriedigt bzw. gestillt
werden muss.

Der Autor bleibt seiner Vorgehensweise treu und bindet den Leser stärker
ein, indem er den nächsten Absatz wieder mit einer Frage einleitet, welche
70 nach eben den Wünschen fragt, die unsere Internet-Technologien erfüllen
(vgl. Z. 38). Friedrich sieht den dem Internet zugrundeliegenden Wunsch in
dem schon lange Zeit herrschenden Begehren nach frei wähl- und
bestimmbarer, sozialer Vernetzung (vgl. Z. 35ff.). Dabei betont das Verb
vernetzen, das in unmittelbarem Zusammenhang zum deutschen Wort für
75 das Internet, also „Netz“, steht, den Zusammenhang zwischen der Erklärung
und dem zu Erklärenden. Die lange Zeit, die der Wunsch bereits existiert
verdeutlicht Friedrich mit der Correctio, „Seit vielen Jahrzehnten, vielleicht
schon seit Jahrhunderten“(Z. 39).

Abschließend stellt der Autor die These auf, dass die Innovationen, also der
80 Fortschritt, immer vom Wunsch der breiten Masse angetrieben wird (vgl. Z.

48ff.). Dass Einzelne diesem Wunsch widersprechen, spiele dabei keine Rolle, sie seien in der Minderheit und müssten sich den Vorstellungen der Mehrheit und der damit einhergehenden Entwicklung anpassen, sie würden von diesem Fortschritt getrieben.

- 85 Friedrich akkumuliert zuletzt die gegebenen Möglichkeiten der Vernetzung (vgl. Z. 53ff.), um die große Anzahl der Möglichkeiten aufzuzeigen, schreibt aber gleichzeitig, dass es keine Rolle spiele, für welchen Weg sich der Einzelne letztendlich entscheide, er wählt nur zwischen den Alternativen, die ihm der Weg, den die breite Masse beschreitet, anbietet (vgl. Z. 55ff.).
- 90 Insgesamt nutzt Friedrich eine einfache Sprache und keinerlei Fachtermini. Damit macht er seinen Text einer möglichst breiten Masse verständlich, zudem versucht er den Leser durch direkte Ansprachen stärker in das Thema zu verwickeln. Der Autor beschränkt sich in seiner Argumentation auf plausible Schilderungen und allgemein angenommene und akzeptierte Sachverhalte, Fakten aus Studien oder Statistiken verwendet er nicht.
- 95 Friedrich will mit seiner Abhandlung erreichen, dass sich der Leser mit der Thematik auseinandersetzt und klarstellen, dass wir nicht von Technologien angetrieben werden, sondern vom Willen und Wunsch der Mehrheit.

Musterlösungen, Übungen, Tipps und weitere Hilfestellungen auf
<http://rhetorische-mittel.net>